

Für  
Hans-Georg Soeffner  
mit Dank  
für lehrreiche Anregungen, Beistand  
und Jahre ungetrübter Freundschaft

Klaus E. Müller

# Magie

Die verborgenen Grundmuster  
unseres Denkens und Handelns

Reimer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Alexander Burgold · Berlin

Layout: Reimer Verlag · Berlin

Papier: 115 g/m<sup>2</sup> Profimatt

Schrift: Adobe Garamond Pro, Brandon Grotesque

Druck: Hubert & Co, Göttingen

© 2021 by Dietrich Reimer Verlag GmbH · Berlin  
[www.reimer-verlag.de](http://www.reimer-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

ISBN 978-3-496-01658-8 (Druckfassung)

ISBN 978-3-496-03049-2 (PDF)

# Inhalt

Vorwort .....	7
Einführung.....	11
Die Magie in Vergangenheit und Gegenwart.....	13
Urzeit.....	13
Altertum.....	15
Antike.....	15
Mittelalter.....	18
Neuzeit.....	20
Anlässe.....	24
Funktionen.....	26
Begriffsbestimmung.....	32
Medien.....	34
Kräfte.....	34
Orte.....	38
Zeiten.....	39
Säkulare Mittel.....	40
Sakrale Mittel.....	48
Schutz- und Abwehrmaßnahmen.....	52
Namen.....	55
Praxis.....	61
Generelle Voraussetzungen.....	61
Schützen.....	64
Erhalten.....	67
Stärken.....	73
Abwehren.....	82
Heilen.....	95
Potenziale.....	106
Magie und Religion.....	106
Magie und Kindheit.....	110
Magie und Psychopathologie.....	115
Magie und Kunst.....	117

Magie und Choreographie.....	121
Magie und Sprache.....	123
Magie und Wissenschaft.....	132
Systemstruktur.....	135
Naiver Realismus.....	135
Beziehungen, Zusammenhänge, Ordnung.....	141
Sprünge.....	144
Begründung und Legitimierung.....	148
Fixierung.....	151
Leitende Direktiven.....	152
Zusammenführung.....	158
Bibliographie.....	167
Abbildungsnachweis.....	179
Anmerkungen.....	181
Personenregister.....	197
Sachregister.....	199

# Vorwort

Die Ethnologie führt seit gut einem halben Jahrhundert an Universitäten und bei transdisziplinären Forschungsprojekten nur mehr ein Nischendasein. Im Grunde hat sie sich – und so sehen es auch die meisten Fachvertreter – mit der weitgehenden Vernichtung der indigenen Völker und ihrer Kulturen erübrigt. Ein Restinteresse, mit dem ihr Fortbestand gemeinhin gerechtfertigt wird, finden lediglich noch Fragen, die damit zu tun haben, wie sich die letzten Überlebenden mit den Herausforderungen der modernen Welt auseinandersetzen, Fragen also der Anpassungs- und der Integrationsproblematik, auf welchen Feldern auch immer. Allerdings sind die Ethnologen hier nicht mehr unter sich, sondern auf Kooperation und Abstimmung mit Vertretern benachbarter Wissenschaften angewiesen, die in diesem Fall, in dem es sich um Grenz- beziehungsweise Übergangsregionen handelt, gleichermaßen Zuständigkeits- und Kompetenzansprüche geltend machen können, seien es Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Ökonomen oder Historiker.

Doch trifft diese entmutigende Bilanz nur mit erheblichen Einschränkungen zu. Die herkömmliche Geschichtsschreibung widmete sich *per definitionem* allein den schriftführenden, das heißt den «Hochkulturen», und zwar speziell der westlichen Mittelmeerländer und Europas. Die nach Maßgabe dieser dezidiert eurozentrischen Sichtweise räumlich und zeitlich «peripheren» Bereiche der vielfältigen prä- und paramodernen, «abgelegenen» ländlichen Kulturen zu erforschen, setzte sich dagegen seit gut 2000 Jahren die Ethnologie zum Ziel. Ihre Ergebnisse, seit der Antike niedergelegt in zahllosen ethnographischen Berichten und Monographien, schließen mithin nicht nur weitreichende Lücken im Geschichtsbild der gängigen Historiographie und tragen so wesentlich zu ihrer Ergänzung bei, sie erweitern auch den Gesichtskreis der Geschichts- und Kulturwissenschaften, wodurch ihr Erklärungsvermögen an Tiefe wie Breite, insgesamt an solidem Grund gewinnt. Insofern kommt der heutigen Ethnologie zum einen die quasi archivarisches Aufgabe zu, dieses bislang nur unzureichend ausgeschöpfte Quellenmaterial zu bewahren und durch die Fortführung seiner Auswertung einen Beitrag zur universalgeschichtlichen Kenntnis zu leisten. So gesehen, besitzt sie aktuell einen wesentlichen *Bildungsauftrag*.

Zum zweiten bieten die globale Verbreitung, die zeitliche Tiefe (bezieht man die Befunde der prähistorischen Archäologie mit ein) und formale Vielfalt der Kulturen, die den Gegenstand der ethnologischen Forschung bilden, die einzigartige Möglichkeit, durch systematische Vergleiche hinter der Fassade der anpassungs- und geschichtsbedingten Besonderheiten die allen gemeinsamen, invarianten Züge aufzudecken und damit eine tragfähige Basis für generell gültige Erklärungen des menschlichen Verhaltens und damit auch zum Abbau von Vorurteilen zu gewinnen. So gesehen, läßt sich die Ethnologie als *Grundlagenwissenschaft* aller Kulturwissenschaften verstehen und besitzt neben dem Bildungs- auch einen *Aufklärungsauftrag* und mithin auch in dieser Hinsicht aktuelle Bedeutung.

In den letzten Jahrzehnten kam es infolge der fortschreitenden Verelendung in den Ländern der «Dritten Welt» aufgrund anhaltender Dürreperioden, unfähiger Regierungen, Mißwirtschaft und gewalttätiger Auseinandersetzungen um Land, Nahrungsquellen und Rohstoff-

ressourcen zu weiträumigen inner-, dann transkontinentalen Flüchtlingsbewegungen, letztere in der Alten Welt praktisch alle in Richtung Europa. Das führte dort, wo die Hilfesuchenden Aufnahme fanden, aber natürlich nicht *ad hoc* integriert werden konnten, unter der einheimischen Bevölkerung zu Unwillen, Ablehnung der Neuankömmlinge, Fremdenfurcht (Xenophobie), ja Fremdenhaß und offener Feindseligkeit, die immer häufiger in Gewalt umschlug. Aufgeschreckt, teils in Panik versetzt, fragten sich Bürger und Politiker, wie konnte es nur soweit kommen? War das nicht vorherzusehen? Haben die Verantwortlichen versagt? Weithin griff Ratlosigkeit um sich. In den Parlamenten wurden (und werden) «Beauftragte» für die Situation vor Ort ernannt, Gremien aus Abgeordneten, Vertretern der Gewerkschaften, Kirchen, Sozialverbände und Migrantenorganisationen zusammengestellt, um nach Lösungen der Problematik zu suchen, die möglicherweise zwar eine gewisse Erfahrung, aber kaum die erforderliche Kompetenz besitzen. Allenthalben finden, meist in derselben Zusammensetzung, Tagungen zur Thematik «des Fremden» statt, mahnen führende Politiker in Interviews und Reden zu Besonnenheit und Dialogbereitschaft. Kommt es zu gewaltsamen Übergriffen, werden an den Tatorten Trauerfeiern unter höchster Beteiligung anberaumt, die Fahnen auf Halbmast gesetzt, Blumen abgelegt, Lichterketten gebildet und Demonstrationen veranstaltet, ferner mehr Mittel und Personal für die Polizei gefordert und so weiter mehr – nur eines geschieht nicht: Man wendet sich nicht um Rat an die sachverständigen Wissenschaftler, in diesem Fall an Ethnologen und Soziologen!

Der Ethnologie ist die Problematik seit gut 2500 Jahren nicht nur bestens bekannt (Herodot), sie zählte schon immer zu ihren zentralen Themen. Die ablehnende bis feindselige Einstellung gegenüber Unzugehörigen, also in der Regel Fremden, stellt einen typischen Zug aller Gesellschaften mit mehr oder weniger ausgeprägtem Identitätsbewußtsein, mithin eine *Konstante* des menschlichen Gruppenverhaltens dar und konnte als solche (mittels der oben angesprochenen Vergleichsarbeit) hinsichtlich ihrer Ursachen wie Konsequenzen gründlich erforscht werden, so daß sie heute als verstanden gelten darf. Für Ethnologen (und Soziologen) wäre es daher ein Leichtes, in Konfliktfällen ebenso Erklärungen wie Empfehlungen zu ihrer Lösung zu liefern.

In dem Zusammenhang fällt neuerlich immer wieder der Begriff «Rassismus» – auch dies ein seit langem gängiges Thema der Gesellschaftswissenschaften. Formal handelt es sich dabei lediglich um eine Ausdrucksvariante aus dem Vokabular der Fremdenfeindlichkeit. Gemeint ist in diesem Fall die Diffamierung (vorgeblich) unzugehöriger beziehungsweise noch ungenügend integrierter und insofern als abweichend oder gar «abartig» wahrgenommener Gruppenmitglieder speziell in Bezug auf ihr rein *äußerliches* Erscheinungsbild. Dazu ist zunächst zu sagen, daß seit dem Aussterben der Neandertaler nur mehr eine einzige «Rasse» auf Erden existiert, der mithin *alle* gegenwärtig lebenden Menschen gleichermaßen angehören: der *Homo sapiens recens*. Insofern ist der Begriff «Rassismus» *de facto* schon seit Jahrzehntausenden obsolet, sein heutiger Gebrauch auf jeden Fall falsch und unangemessen. Hinzu kommt, daß die inkriminierten Besonderheiten der einen oder anderen «rassischen Varietät», wie es anthropologisch korrekt heißen müßte (z.B. Pigmentierung von Haut, Iris und Haaren, Größe und Proportionen des Körpers, Schädel-, Nasen- und Lippenform), gegenüber der grundlegenden physiologischen *Einheitlichkeit* der Menschheit nur kaum ins Gewicht fallen. Die Zahl der Erbanlagen, die für die Differenzierung verantwortlich sind, bewegt sich gerademal zwischen 6 und (maximal) 30, wohingegen der Mensch an sich über rund 6,7 Millionen verfügt! Das deckt sich mit dem, was ein Vergleich der Kulturen lehrt: Die Übereinstimmungen überwiegen bei weitem die Divergenzen. Letztere springen nur stärker ins Auge und werden im Verhältnis zum eigenen, nostro-



zentrisch idealisierten Erscheinungsbild gleichsam als Mißbildung empfunden – im übrigen nicht allein dem Eindruck nach, der sich Mitteleuropäern bei der Begegnung mit semitischen, afrikanischen, südostasiatischen oder ozeanischen (usw.) Bevölkerungen aufdrängt, sondern ganz genauso auch umgekehrt.

Es handelt sich also auch hier um eine universale Konstante, wobei die rein phänotypischen Divergenzen unzulässig auch für Psyche, Charakter und Intelligenz der Menschen vorausgesetzt und ideologisch zu ihrer Diffamierung *in toto* mißbraucht werden. Dies deutlich zu machen und den Zusammenhang zu *erklären*, nähme dem Rassismus den Stachel und trüge zum Abbau eines der verabscheuungswürdigsten, weil gezielt Feindseligkeiten und Konflikte schürenden Vorurteile bei. Allerdings würde auch das erfordern, daß man die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zur Kenntnis und ernst nimmt, das heißt vom vorhandenen Sachverstand Gebrauch macht, statt ständig nur über den um sich greifenden Rassismus zu lamentieren und die Lösung der Polizei und den Gerichten zu überlassen.

Schließlich zählt auch die Magie zu den universalen Konstanten. Allgegenwärtig in nahezu sämtlichen Bereichen des Daseins, anscheinend unentbehrlich und zudem ein faszinierendes Phänomen, fesselte auch sie bereits seit der Antike das Interesse der Gelehrten praktisch aller Disziplinen (Plinius), in der Neuzeit speziell der Ethnologen, Brauchtumsforscher («Volkskundler»), Psychologen und Soziologen. In Übereinstimmung mit der Xenophobie gilt sie als *peripheres* Phänomen. Dazu ist zu sagen, daß sich die Determination als «peripher» sowohl in «horizontaler» (d.h. räumlicher) als auch in «vertikaler» (d.h. zeitlicher) «Hin-Sicht» verstehen läßt. Im letzteren Fall entspricht eine periphere Positionierung entweder einem weit entfernten zukünftigen oder aber, sozusagen am entgegengesetzten Ende weit unten, einem urtümlichen, das heißt minder entwickelten, rückständigen Zustand. Spätestens seit dem Durchbruch des Rationalismus (Aristoteles), in der Neuzeit verstärkt durch die Aufklärung, geriet die Magie, gerieten magische Vorstellungen und Praktiken an die Peripherie des vernunftgemäß Einsichtigen und somit der Glaubwürdigkeit. Getreu den Beurteilungskriterien alles Abseitigen wurde die Magie abschätzig einmal als obsoletes Relikt einer frühen Phase der geistesgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit oder auch generell als Ausdruck mangelnden Denkvermögens, ja einer psychischen Störung verstanden, ein andermal zum Irr- beziehungsweise «Aberglauben» oder schlichtweg zur Zauberei im Sinne von Trickbetrug und geschickter Täuschung erklärt. Vor allem bei der ersteren Ursprungsbestimmung handelt es sich unverkennbar um eine Konsequenz des evolutionistischen Denkens, wie es die Geister Ende des 19. und während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beherrschte, nach der Formel: Je abweichender (be-fremdlicher), desto urtümlicher, das heißt desto rudimentärer entwickelt.

In beiden, weniger sachlich als ideologisch begründeten Fällen der Herleitung wurde die *fundamentale*, zeitlose Bedeutung der Magie übersehen, wie sie nicht zuletzt auch daraus folgt, daß sie, wenngleich heute zumeist eher verdeckt als auffällig, das Denken und Handeln *aller* Menschen, selbst derer, die sich als «aufgeklärt» dünken, quasi «hintergründig» (mit)bestimmt, zumindest aber beeinflusst und daß insofern ein jeder immer schon Partizipant dieser – im doppelten Sinne des Wortes – verworfenen Geisteshaltung war beziehungsweise ist. Denn in der Tat liegen nahezu allen Entscheidungen und Tätigkeiten des täglichen Lebens, gleichbleibend gestern wie heute, magische Motivationen und Direktiven zugrunde – sei es bei der Arbeit, beim Sport, bei der Vorbereitung auf ein riskantes Unternehmen (etwa ein Examen), bei der Krankenbehandlung, bei Festen oder in der Kirche (Bekreuzigen, Vaterunser, Eucharistie).

Dies deutlich zu machen und damit so manchem Vorurteil, wie namentlich der evolutionistischen Entstehungsthese mit der Konsequenz der Peripherisierung der Magie, den Boden zu entziehen und statt dessen die positive Bedeutung der Magie als altüberkommenes Erbgut mit wesentlich arterhaltenden – unter anderem angstreduzierenden, Phantasie und Kreativität motivierenden, Zuversicht stiftenden – Funktionen zu erweisen, ist das Anliegen dieses, meines vermutlich letzten (größeren) Buches. Möge es den Leser von der Aktualität der Ethnologie überzeugen und seinen Teil zu ihrer Standardaufgabe, der *Aufklärung*, beitragen!

*Nilhil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet.*  
(Terenz: *Heauton timonumenos*, v. 675)

Kelsterbach, im März 2020, Klaus E. Müller

# Einführung

«Sie haben gute Chancen, schon bald wieder ganz der alte zu sein», sagt der Arzt zum Patienten nach einer gründlichen Untersuchung und legt ihm einen Momentlang die Hand auf die Schulter, «wenn Sie sich strikt», und hier hebt er, verschwörerisch lächelnd, den Zeigefinger, «an meine Anweisungen halten». Er tritt zurück, setzt sich hinter seinen Schreibtisch und fährt fort: «Nehmen Sie die Medikamente, die ich Ihnen verordnet habe, aber genau nach Vorschrift. Bewegen Sie sich. Gehen Sie öfters mal spazieren, möglichst ein bis zwei Stunden am Tag. Legen Sie Ruhepausen ein. Trinken Sie viel – damit meine ich Wasser oder Kräutertees, keinen Alkohol natürlich, höchstens ein Glas Wein am Abend. Stellen Sie das Rauchen ein. Essen Sie mäßig und vermeiden Sie Aufregungen.»

Der Patient ist erleichtert. Die Untersuchung geschah routiniert und sichtlich professionell, zudem mit Hilfe neuester technischer Geräte und Apparaturen. Der weiße, glatt gebügelte Kittel des Arztes, das Stethoskop, locker um den Hals gehängt, verliehen dem Ganzen eine beruhigende, quasi keimfreie Laboratmosphäre. Der Patient ist sich gewiß, der Erfahrung und Kompetenz sowie, als Folge von beidem, der Autorität des Arztes voll vertrauen zu dürfen. Der apodiktische Tenor seiner Worte schloß jeden Zweifel aus. Gleichzeitig gab ihm die freundliche Zuwendung zu verstehen, daß er keinen Anlaß mehr hat, sich noch weiterhin Sorgen zu machen. Die Hand auf der Schulter vermittelte ihm das Empfinden, als ströme irgendwie Kraft auf ihn über. Und schließlich der kurze, feste Händedruck zum Abschied wirkte auf ihn wie die vertragliche Zusicherung, daß der Arzt alles tun werde, ihn gesund und lebensfähig zu erhalten. Er nimmt sich vor, auch seinerseits den «Vertrag» zu erfüllen und den ärztlichen Anweisungen Punkt für Punkt nachzukommen, da eben nur dann die Gewähr gegeben scheint, daß die Behandlung erfolgreich verläuft. Zudem dünkte ihn, was der Arzt gesagt hatte, rational plausibel.

Gleichwohl folgten beide, der Arzt in Verhalten und Sprachduktus, der Patient in seiner Reaktion darauf, Kriterien, die sich eher nicht rational begründen lassen. Der Patient befand sich in einer *kritischen* Situation, die ihn besonders sensibilisierte und motivierte, konzentriert und genauestens hinzuhören, damit ihm auch ja nichts von dem entging, was der *Fachmann* ihm anriet. Er vertraute dem Sachverstand des ausgewiesenen Spezialisten – ohne ihn beurteilen zu können. Der Arzt wiederum war von seiner Kompetenz überzeugt, weil er sie während seines Studiums an der Universität bei renommierten Lehrern und als Assistenzarzt in einem führenden Universitätskrankenhaus erworben hatte, weil sie auf den objektiv gesicherten Ergebnissen jahrzehntelanger *naturwissenschaftlicher* Forschung basierte und ihm in seiner Praxis die modernsten technischen Diagnose- und Behandlungsmittel zur Verfügung standen: Der Mensch kann sich immer mal irren, die emotionslosen Geräte und Apparaturen nicht.

Der Patient akzeptierte die Überlegenheit des Arztes vorbehaltlos. Die Autorität, die sie ihm verlieh, bestärkte die Zuversicht des Patienten in den Erfolg der Behandlung. Er nahm die Medikamente in der vorgeschriebenen Reihenfolge und Menge sowie pünktlich zu den genannten Tageszeiten ein; er trank zweieinhalb Liter Wasser pro Tag, ging zwei Stunden spazieren, legte sich zwischendurch immer wieder mal hin und so weiter mehr – kurz: Er *formalisierte* sein Verhalten. Hätte er einmal aus Versehen zuwenig oder zuviel Medikamente genommen, den

Zeitpunkt nicht genau eingehalten oder die Einnahme gar vergessen, wäre ihm dies als Unterbrechung, als *Regelverletzung*, das heißt als *Störung* der Therapie erschienen, die den Heilerfolg in Frage gestellt haben würde. Eine derartige Unachtsamkeit galt es daher um jeden Preis zu vermeiden; Abweichungen von den ärztlichen Anweisungen waren tabu.

Aber wieso genau bürgten die Kompetenz und Autorität des Arztes, die strikte Formalisierung der Therapie und die Vermeidung jeder Störung für den Erfolg der Behandlung? Wie sich noch zeigen wird, liegen dem vorwiegend «magische» Prinzipien zugrunde, wie sie im übrigen auch sonst bis zum heutigen Tag Einfluß auf praktisch alle Bereiche des menschlichen Denkens und Handelns nehmen. Im alltäglichen Leben spielt die Neigung zu magischem Denken und Verhalten besonders im Zusammenhang mit Tätigkeiten und Situationen eine Rolle, die mit *Risiken* verbunden sind und deren Ausgang daher unsicher erscheint, wie etwa im Bergbau, bei sportlichen Wettkämpfen, in Liebesbeziehungen, bei Schwangerschaften oder vor Prüfungen. Anfang des 20. Jahrhunderts machte unter deutschen Studenten ein Sektorkorken die Runde, der in dem Ruf stand, sicher durchs Abschlußexamen zu führen. Er befand sich im Besitz einer Charlottenburger Akademiker-Gesellschaft. Wer davon wußte, bat ihn sich aus und trug ihn während der Prüfung bei sich. Wie es heißt, soll er sich stets bewährt haben. Und natürlich wuchs die Kraft, die man ihm beimaß, mit jedem Erfolg.<sup>1</sup> In Autos hängen Maskottchen, zum Beispiel die ersten Schuhe der Kinder oder Heiligenbildchen. Gläubige wie Ungläubige tragen ein Kreuz um den Hals. Unter Sportlern bauen vor allem Boxer auf «Glücksbringer» (Talismane) zur Verstärkung ihrer Schlagkraft. Manche tragen zum Beispiel beim Kampf immer die gleiche Hose, in der sie ihren ersten Sieg errangen, oder nehmen die Namen früherer, besonders erfolgreicher Vorgänger an.<sup>2</sup> Zu Beginn eines neuen Lebens- und Zeitabschnitts, wie beispielsweise zum Geburtstag, zur erreichten Volljährigkeit, zu Richtfesten, zur Hochzeit, zu Jubiläen, an Neujahr, pflegt man einander zu beglückwünschen. Im Gegenzug scheut man sich, wichtige Vorhaben am 13. eines Monats, und erst recht nicht, wenn es sich dabei noch um einen Freitag handelt, in Angriff zu nehmen. Untersuchungen in kalifornischen Geburtskliniken in den 1960er Jahren ergaben, daß werdende Mütter, unabhängig von Hautfarbe und Status, dieselben Vorstellungen über Zusammenhänge zwischen ihrem Verhalten, der Umwelt und dem heranreifenden neuen Leben in ihnen entwickeln, wie sie uns aus indigenen Kulturen sattem bekannt sind. So sollten Schwangere zum Beispiel nichts sehen, geschweige denn berühren, was *versehrt* ist oder Zerstörung ausstrahlt (wie etwa eine Feuersbrunst), damit ihr Kind auch möglichst wohlbehalten zur Welt kommt.<sup>3</sup> Anderen Erhebungen etwa zur gleichen Zeit und ebenfalls in den USA zufolge besuchen Mütter, deren Kinder an Tuberkulose, Masern oder Kinderlähmung erkrankt sind, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit nicht nur häufig die Kirche, beten viel und lesen in der Bibel, sondern suchen ihre Zuflucht auch zu gewissen «*magical or superstitious acts*», das heißt wechseln die Wohnung, hängen dem Kind ein vermeintlich heilkräftiges Medaillon um den Hals und verabreichen ihm zusätzlich zu den ärztlich verordneten Medikamenten Säfte, Kräuter und andere «Arzneien» aus der Volksmedizin.<sup>4</sup>

# Die Magie in Vergangenheit und Gegenwart

## Urzeit

Magie scheint ein fester Bestandteil der Kultur zu sein. Schon die ersten «echten» Menschen vom Typus des *Homo erectus* liefern einen untrüglichen Beleg dafür. Sie existierten während des mittleren Pleistozäns (Eiszeit) etwa von 2.000.000 bis 300.000 v. Chr. in nahezu allen Teilen der Alten Welt und besaßen bereits ein hochdifferenziertes Gerätearsenal. Dabei kam unter den Werkzeugen eine besondere Bedeutung dem sogenannten «Faustkeil» zu, der den *Homo erectus* zeit seines Daseins, also immerhin über annähernd 1,5 Millionen Jahre, begleitete. Kein anderes Gerät blieb jemals so lange im Gebrauch des Menschen. Man weiß nicht, wozu genau er verwandt wurde; vermutlich handelte es sich um eine Art Allzweckgerät. Und bemerkenswert daran ist, daß einzig der Faustkeil unter den (materiellen) Kulturgütern des *Homo erectus* eine ganz bestimmte, besondere Entwicklung durchlief. Nach und nach gewann er nämlich zunehmend ebenmäßigere, manchmal geradezu geometrisch ausgewogene Formen. Doch galt das nicht für alle Stücke im gleichen Maß. Einzelne erfuhren eine Sonderbehandlung. Bei ihnen legte man noch größeren Wert auf die Struktur, Maserung und Farbe der Steine, manche von ihnen besaßen gar eine Länge von bis zu 40 cm, wogen also mehrere Kilogramm! Das aber konnte nur bedeuten, daß sie nicht zum profanen Gebrauch bestimmt waren (der zu ihrer rascheren Abnutzung oder Beschädigung geführt hätte), was wiederum die Annahme nahelegt, daß sie – zumal sie auch seltener vorkamen – nur zu bestimmten Anlässen Verwendung fanden,



Abb. 1 Bison, fernmagisch von Speeren getroffen; Höhle von Niaux, Südfrankreich (Ariège), um 11 000 v. Chr.

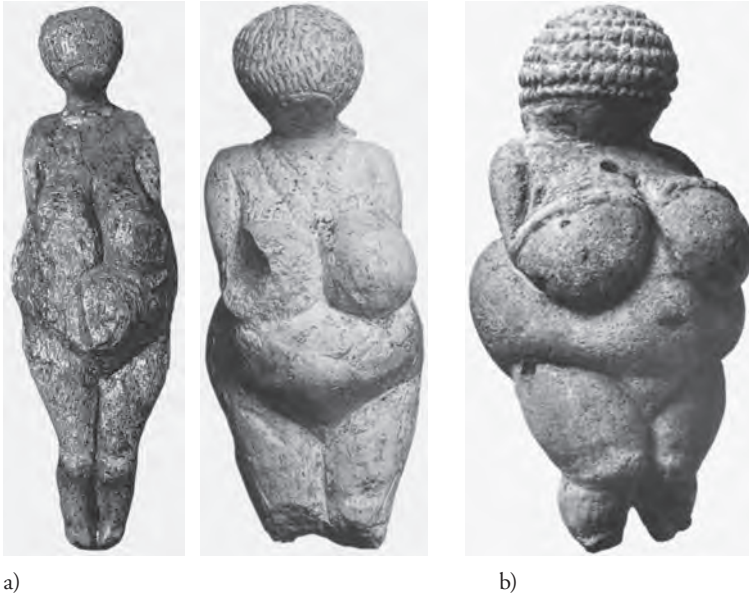


Abb. 2 Jungpaläolithische Frauenstatuetten (ca. 25 000–21 000 v. Chr.).  
a) Zwei Statuetten aus Osteuropa, Höhe 10–12 cm.  
b) die sog. «Venus von Willendorf» (Österreich), Höhe 10,5 cm

das heißt *Wertgegenstände* darstellten, denen man eine höhere Bedeutung und somit auch (magische) *Wirkkraft* zuschrieb.<sup>5</sup>

Bei den nächstfolgenden Homininen, den Neandertalern (ca. 200.000–30.000 v. Chr.), deren Verbreitung, kleinräumiger als die des *Homo erectus*, lediglich von Vorderasien über Nordafrika, Süd- und Mitteleuropa bis in die angrenzenden Bereiche Zentralasiens reichte, spielte die Magie ebenfalls eine bedeutsame, in einem Fall gar existentiell grundlegende Rolle. Abgesehen von Schmuckstücken und Ritzmustern auf Gebrauchsgegenständen, die apotropäischen Zwecken gedient haben dürften, waren sie nämlich die ersten, die ihre Toten auf *rituelle* Weise bestatteten. Dazu wurden Gruben *innerhalb des Lagerbereichs* ausgehoben, in die man die Leichname teils wie schlafend in Seitenlage, teils in embryonaler «Hockerstellung» legte und sie mit Nahrungsmitteln, Gebrauchsgütern und die Männer speziell mit Jagdwaffen ausrüstete, woraus sich – mit Blick auf rezente Vorkommen – entnehmen läßt, daß man an die Wiedergeburt, zunächst unter den Ahnen im Totenreich (unterhalb des Lagers!), später im Kreis der Nachfahren glaubte. Manchmal bestreute man den Leichnam zudem noch mit rotem Ocker, in indigenen Kulturen einem typischen Mittel zur magischen Stärkung der Lebenskraft. Und das wiederum kann nur bedeuten, daß die Neandertaler den Glauben an eine leibunabhängige, unsterbliche Spiritualseele und so auch an die Existenz einer diesseitigen und einer jenseitigen Welt, das heißt eine dualistische Weltanschauung besaßen.<sup>6</sup>

Schließlich mit der Besiedlung Vorderasiens, des Mittelmeerraums und Europas durch die ältesten Vertreter des anatomisch modernen Menschen, des *Homo sapiens recens*, schrittweise etwa ab 200.000 v. Chr., die zur Verdrängung und endlich dem Untergang der Neandertaler führte, mehren sich die Zeugnisse für die Bedeutung der Magie im Leben der Menschen abermals. Ihre Kulturen – mit der Blütezeit während des Jungpaläolithikums (36.000–8.000 v. Chr.) – waren überhaupt ungleich differenzierter und vielfältiger als die ihrer Vorgänger. Bekannt sind vor allem ihre zahlreichen Felszeichnungen und Höhlenmalereien, die vielfach Jagdszenen darstellen, bei denen die abgebildeten Tiere viele Einstich- beziehungsweise Ein-

schußstellen aufweisen. Offensichtlich stach man mit dem Speer auf sie ein oder beschoß sie mit Pfeilen, vermutlich (wie später) begleitet von entsprechenden Beschwörungsformeln, um durch die analogiemagische Vorwegnahme des Jagderfolgs diesen selbst *in actu* sicherzustellen.<sup>7</sup> Frauenidole aus Stein oder Ton mit ausladendem Unterteil und schweren hängenden Brüsten, stehend oder in Gebärstellung, mit einem Säugling auf dem Schoß oder in den Armen, in einer «heiligen» Ecke der Behausung deponiert oder vielleicht auch als Amulett getragen, dienten offensichtlich fruchtbarkeitsmagischen Zwecken.<sup>8</sup> Funde von Musikinstrumenten (z.B. Flöten) und entsprechende szenische Darstellungen bezeugen ferner, daß man zu gegebenem Anlaß Musik machte, dazu tanzte und wohl auch sang – alles künstlerische Ausdrucksformen, denen in der Folgezeit immer auch eine magische Bedeutung zukam. Und nach wie vor pflegte man die Toten mit Ocker zu bestreuen und Schmuck – Ringe, Ketten und verschiedenartige Anhängsel (also Amulette bzw. Talismane) – zu tragen.

## Altertum

Mit der Urbanisierung nach Entstehung der Archaischen Hochkulturen (im 5. Jt. v. Chr.) rückten die Menschen aufs engste zusammen, ohne einander ausweichen zu können. Das führte verstärkt zu Spannungen, Feindseligkeiten und Konflikten, bei denen man, da man sie schwerlich offen, unter den Augen der mit der Aufrechterhaltung betrauten Staatsbediensteten, austragen konnte, zunehmend auf magische Mittel zurückgriff beziehungsweise sich mit ihrer Hilfe zu schützen suchte. Davon zeugen nicht zuletzt zahlreiche Tontafeltexte mit gezielten Verwünschungen und Beschwörungen sowie Anleitungen zur Behandlung von Krankheiten und anderem mehr. Zur Zeit des sumerischen Königs Gudea von Lagasch (ca. 2050–2000 v. Chr.) hatte die Magie bereits ein derartiges Ausmaß angenommen, daß sich der Herrscher entschloß, alle «Zauberer» – womit natürlich in erster Linie die mit bössartiger Absicht agierenden gemeint waren – des Landes zu verweisen.<sup>9</sup> Im alten Ägypten herrschten, wie einschlägige Inschriften und Abbildungen belegen, analoge Verhältnisse. Eine Schlange suchte man zum Beispiel mit der Formel zu bezwingen: «Die Schlange fällt, die aus der Erde kommt, die Flamme fällt, die aus dem Meere kommt! Falle!»<sup>10</sup> Noch spätere, kaiserzeitliche Papyri empfahlen neben gewissen Medikamenten gegen Kopfschmerzen und Husten auch Mittel, kraft derer sich der Unmut eines Vorgesetzten besänftigen oder das Herz einer widerstrebenden Schönen gewinnen ließ.<sup>11</sup> Auch die Israeliten zögerten keinesfalls, sich – wenngleich von der Priesterschaft ungern gesehen – bei Bedarf magischer Mittel und Praktiken zu bedienen. Entsprechend harsch suchte die geistliche Obrigkeit dem Unwesen mit dem Gebot zu begegnen: «Die Zauberinnen [!] sollst du nicht leben lassen!»<sup>12</sup> Auch Wahrsager und Zeichendeuter sollten schonungslos «ausgerottet» werden: «Man soll sie steinigen; ihr Blut sei auf ihnen!»<sup>13</sup> Doch blühte, trotz aller priesterlichen Unnachgiebigkeit, die Magie, wie zahlreiche Hinweise in der Bibel zeigen, unvermindert fort – sichtlich entsprach sie einem tiefsitzenden Bedürfnis.<sup>14</sup>

## Antike

Daran änderte sich auch in der griechisch-römischen Antike – trotz des wachsenden Einflusses, den die Naturwissenschaften seit den Vorsokratikern (6.–5. Jh. v. Chr.) auf das Denken der Ge-

bildeten gewannen – schon insofern nichts, als der Glaube an die Potentiale der Magie durch die zunehmenden kriegerischen Operationen über den gesamten Mittelmeerraum hinweg, die verstärkten Kontakte mit fremdartigen Völkern und Kulturen, die entsprechend gemischte Bevölkerungsstruktur in den Städten und die daraus erwachsenden Konflikte ständig neue Nahrung fand. Dabei blieb es bei den seit alters überlieferten Mitteln und Praktiken; lediglich die Texte und Materialien wechselten je nach den gegebenen lokalen Voraussetzungen. Wie schon zuvor und später noch bis in die Gegenwart fesselte das Interesse an der Magie besonders die Besorgnis um Gesundheit und Wohlbefinden. Der «Universalgelehrte» Plinius der Ältere (23–79 n. Chr.) empfahl zum Beispiel in seiner *Naturgeschichte* (*Naturalis historia*), einer Art Enzyklopädie der gesamten naturkundlichen (und kulturgeschichtlichen) Kenntnisse seiner Zeit, um nur *eine* Kostprobe zu geben, als probates Mittel wider den Husten:

«Gegen den Husten sollen Frösche heilen, wenn sie wie Fische in offenen Gefäßen in einer Brühe gekocht werden. Man soll die Frösche dazu an den Füßen aufhängen, sie, wenn ihr *Geifer* in das offene Gefäß gelaufen ist, ausweiden, die Eingeweide wegwerfen und dann sie selbst einsalzen. Es gibt auch einen kleinen Frosch, der auf die Bäume klettert, von wo er seine Stimme hören läßt. Spuckt jemand diesem *in den Mund* und läßt ihn dann frei, so soll er dadurch vom Husten frei werden.»<sup>15</sup>

Ernstlich Erkrankte, die es sich leisten konnten, suchten nicht nur renommierte Ärzte, sondern auch Heiligtümer des verewigten Patrons der Medizin, des Gottes Asklepios (lat. Aesculapius) auf, um sich dort einer ausgedehnten Behandlung, die ebenso Heilbäder wie eine besondere Ernährungsweise, Meditationen und sonstige «Kuren» einschloß, zu unterziehen. In verzweifelten Fällen suchte man «Wunderheiler» auf, wie sie spätestens seit der Römerzeit im gesamten Mittelmeerraum in großer Zahl praktizierten. Das waren – in der Regel – Männer, die scheinbar über außergewöhnliche Gaben verfügten und es demzufolge auf ihrem Betätigungsfeld, in diesem Fall der Medizin, sehr viel weiter als andere gebracht, sozusagen «Ausnahmeerfolge», eben «Wunder» erzielt hatten. Aristoteles (384–322 v. Chr.) bezeichnete derart – in welcher Hinsicht auch immer – Begnadete in der *Politik* als «Götter unter den Menschen», die insofern nicht nur über allen anderen, sondern selbst über dem Gesetz stünden.<sup>16</sup> Ihnen kam mithin, gleich den Königen in vielen indigenen Kulturen, *sakrale* Autorität (das sog. «Königsmana») zu, die ihnen ein besonderes Charisma (von griech. χάρισμα, «Gnadengabe»), wie es Max Weber (1864–1920) nannte<sup>17</sup>, verlieh, das *per definitionem* den Besitz außergewöhnlicher Kräfte einschloß.

Sakrale Autorität und Charisma in diesem Sinn besaßen auch die römischen Kaiser – sozusagen die erfolgreichsten unter den Bürgern des Reichs und verehrt gleich Göttern. Für das «*numen*» (hier: «göttliches Wesen», «Wunderkraft») des Augustus (63 v. Chr.–14 n. Chr.), den der Senat nach seinem Tod zum «*divus Augustus*» erklärte, wurden seit dem Jahr 6 n. Chr. eigene Altäre errichtet, auf denen man Opfer darbrachte. Die Bevölkerung schrieb den Kaisern die Gabe zu, nicht allein Kranke heilen, sondern dabei auch wahre Wunder wirken zu können. Namentlich von Vespasian (69–79 n. Chr.) und Hadrian (117–138 n. Chr.) ist überliefert, daß sie insbesondere scheinbar unheilbar Gelähmte und Blinde erfolgreich behandelten – und zwar durch Berührung und Bestreichen mit ihrem Speichel. Als erster einmal Alexandria besuchte, drängten sich zwei derart Geschlagene an ihn heran und flehten ihn an, sie von ihren Leiden zu befreien. Nach kurzem Zögern und Rücksprache mit seinen Ärzten – er war erst seit einigen Monaten Kaiser und daher noch ungeübt – berührte er den Gelähmten mit seinem Fuß und